

Ludwig v. Anjou, König von Ungarn — 1342—1382

Ein Leben — jedes Leben — ist von seiner inneren Problematik her zu verstehen oder — es ist überhaupt nicht zu verstehen. Sollte sie sich einem einzelnen zuwenden, so hat die Historiographie viel von Literaturgeschichte und mehr noch von der Biographie zu lernen. Statt dessen verschließt sie sich, je länger umso mehr, hinter den Palisaden kleinlicher Pedanterie und wichtigtuerischen Herumwühlens in Äußerlichkeiten meist wenig oder nichts sagender Daten, wobei die Wesensschau der Geschichtsschreibung des vorigen Jahrhunderts ganz oder fast ganz in Vergessenheit geraten ist.

Dieser Strömung kleinkarierten, ja spießbürgerlichen Neo-Neopositivismus ist auch die Gestalt Ludwigs v. Anjou zum Opfer gefallen. Die neuere ungarische Forschung, vor diese Gestalt gestellt, bezweifelt Sinn und Recht der Aufrechterhaltung des Epitheton ornans »der Große«, womit Überlieferung und Geschichtsschreibung ihn von jeher auszeichneten.

Es wird ihm unter anderem vorgeworfen: seine Errungenschaften sind nichtig, und selbst diese wären ohne die Grundlegung seines unvergleichlich bedeutenderen Vaters, Karls I., niemals zustande gekommen. Seine Kriegszüge wie auch seine gesamte Außenpolitik bezeichnen Irrwege, die weder ihm geholfen noch seinem Ungarn von Nutzen gewesen sind. Seine Familienpolitik ist überstürzt und zwecklos. Seine Religionspolitik — die Bekehrung zum Katholizismus der Balkanvölker und des europäischen Ostens — undurchdacht, erfolglos, ja zuweilen von einer geradezu kindischen Naivetät. Seine beiden, dem Anschein nach bedeutenden Erfolge sind eben keine. Sein neapolitanisches Königtum: ein jäh und unerwartet aufgegebener Versuch; sein polnisches Königtum: ein fast leichtsinnig vernachlässigter Auftrag. Und, um die Reihe dieser Anklagen zu schließen: die Türkengefahr hat er nicht erkannt, seine zweifelsohne großen Kräfte einer Austreibung der Türken aus Europa nicht zur Verfügung gestellt.

Diese letzte Anklage ist jedoch jene, die uns aufhorchen läßt. Indem wir sie prüfen, beginnt auch das Übrige — zwar nur allmählich und bis zuletzt nicht restlos — in einem anderen Lichte zu erscheinen. Man ist nämlich ohne jeden Zweifel einem Menschen, seinem Lebenswerke gegenüber ungerecht, wenn man die Maße zu ihrer Beurteilung aus späterer, geschweige denn aus unserer Epoche heranholt, und nicht aus dem Zeitalter des Untersuchten, im Licht jener Aufgaben, die ihm seine eigene Zeit auftrug.

Man kann mit vollem Recht einen so klugen und bewußten Fürsten, wie Karl V. es war, verantwortlich machen, wenn man begreift, wie er seine Zeit und seine Kraft in machtpolitischen Zwistigkeiten mit Papsttum und Frankreich vergeudete, anstatt mit all seiner Energie und

Kräften gegen den Türken zu ziehen. In seiner Epoche war ja die Türkengefahr in seiner ganzen Größe entfaltet und ihm als das vielleicht brennendste Problem des damaligen Europa vor die Augen gestellt. Aber man darf Ludwig v. Anjou einer geschichtlichen Blindheit, ja eines leichtsinnigen Unernstes kaum bezichtigen, wenn man bedenkt wie er aus der Burg Ofen (Buda), von der Anhöhe seiner Machtfülle, auf die weit unten am südlichen Balkan sich tummelnden barbarischen Horden hinunterblickte. Trotzdem schickte er seine Heeresmacht aus, um diesen gleichen barbarischen Horden ihren Aufmarsch zu erschweren, nach Möglichkeit: aufzuhalten.

Der Fürst der Serben, der der Bulgaren und der der Walachen waren schon auf die Seite des Türken hinübergetänzelt. Nun tat auch Šišman, der andere Fürst der Bulgaren, dasselbe. Da ließ Ludwig seinen Heerführer, ohne seine Kraft an den Widerstand der drei Erstgenannten zu zersplittern, — mit einem Aufgebot von 40.000 Mann direkt gegen den Türken und Šišman ziehen. Die Ungarn siegten. Ludwig war — laut seiner Briefe — über die Bedeutung der gewonnenen Schlacht völlig im klaren. Allein ihm waren nur noch fünf kurze Jahre beschieden. Das Alter brach über ihn ein. All sein Auftrag, seine Interessen und seine Erinnerung führten ihn auf gar verschiedene Wege, nicht auf die des Türken. Was Wunder, wenn er mit dem großen Sieg von 1377 die türkische Gefahr seinerseits als erledigt betrachtete?

Erfahrung mußte ihn früh lehren, wie die Schaukelpolitik der zum Türken hinüberspringenden balkanischen Fürsten, die — zum Teil wenigstens — seine eigenen Vasallen waren, jede Errungenschaft ihnen gegenüber schon im Voraus zunichte macht. Trotzdem verfolgte er das einmal gesteckte Ziel mit einer bei ihm ungewohnten Hartnäckigkeit. Die Ursache dieses auf den ersten Blick wohl überraschenden Verhaltens zu erkennen mochte ihm ebenso leicht sein, wie es uns heute ist, allein ihm vorzubeugen war ihm — als Sohn seiner Zeit, höchstem Representant seiner Religion im osteuropäischen Raum, in der vollen Tragweite des Wortes — unmöglich.

Seine Balkan-Politik, der Versuch, seine Suprematie wenigstens über die nördliche Hälfte jener Halbinsel auszudehnen, ist in keinem der Fälle ein Resultat bloßen Machtanspruches, geschweige denn die Entladung blinder Eroberungssucht. Ludwig, ein tief religiös veranlagter Mensch, vom Oberhaupt seiner Kirche anerkannter »Großkapitän« und »Bannerträger« des Glaubens, vertrat den Häretikern und den Schismatikern gegenüber eine Politik, deren vornehmste Zielsetzung die Bekehrung der Balkanwölker zum Katholizismus war. Daß dies keine Realpolitik ist, leuchtet auf den ersten Blick ein. Es war Kreuzfahrer-Politik, verständlich aus seiner Zeit, sinnlos vor unseren Augen. Daß sie ohne die Ausübung der Macht, ja ohne Waffengewalt trotzdem nicht in die Wege zu leiten war, bedeutet die wunde Stelle im gesamten Lebenswerk Ludwigs. Ihr gegenüber war er zwiefach gebunden. Erstens: es war ihm, einem katholischen Monarchen, einfach unerträglich, über Häretiker und Schismatiker zu regieren, ja mehr noch: die Existenz von solchen

überhaupt zu ertragen. Und zweitens: er erbte diese Aufgabe von seinen arpadischen Vorfahren, die von den Päpsten — obenso wie Ludwig — angespornt, sich diesem schier aussichtslosen Auftrage zu widmen hatten. Zwar lehnten sich — wenigstens im Wort — gegen diesen, ihnen vom Hl. Stuhl zugeteilten und ihm zu genügen tyrannisch geforderten Auftrag eben die bedeutendsten unter den Arpaden, so vor allen Béla IV., auf, trotzdem hatten sie sich am Ende zu fügen gehabt, zumal ihre eigene religiöse Überzeugung von ihnen schier dasselbe gefordert hat. Man möge das auch bei Ludwig in Erwägung ziehen, und das um so eher, da er ja kein Erneuerer, sondern ganz bewußt ein Traditionalist war, dem die Wiederherstellung von Einheit und Integrität des Reiches seiner arpadischen Altvorderen von frühster Jugend an als die eigentliche Aufgabe erschien, ebenso wie dann am Ende des Lebens die andere: die Behebung der Spaltung innerhalb der Kirche.

Man pflegt ihn nicht bloß wegen dieses Auftrags anzuklagen, sondern — und viel eher noch — wegen dessen schon an Leichtsinn grenzende Ausführung, wobei er sich im besten Falle mit Halblösungen begnügte. Es ist kaum zu begreifen, wie es möglich war, daß Ludwig den Versprechungen der Balkan-Fürsten immer aufs neue Glauben schenkte. Es war ja mehr als klar, wie Woiwoden und Untertanen am Balkan angesichts der persönlichen Gegenwart des Königs, gegenüber seiner siegesgewohnten starken Truppen sich Papst und König unterwarfen, Treue und Anschluß zum Katholizismus gelobten, um im ersten günstigen Augenblick, wenn er nicht mehr unter ihnen weilte, von ihm abzufallen, ja mitunter zum Türken, der ihren Glauben nicht antastete, hinüberzuschwenken. So muten Ludwigs Gründungen von katholischen Bistümern und Klöstern auf dem Balkan wie Luftschlösser, die im Nirgends stehen, an. Ja, es gibt Fälle, wo ihn mitunter sogar sein Papst hintergeht, wie bei der Neubesetzung des moldauischen Bistums von Seret. Letztlich lösen sich in Dunst und Nebel seine mit so viel Aufwand erkämpften Errungenschaften auf dem Balkan auf. Bis auf eine.

Dalmatien, von Koloman dem Weisen an zu Ungarn gehörig, wies sich während der Mongolengefahr geradezu als Retter des Königs und seiner Sippe aus. Erst in der Zeit der Wirren während der letzten Arpaden benützte Venedig die Gelegenheit, es der ungarischen Krone zu entreißen.

Nach dem Ausscheiden der sizilischen Normannen und vor dem Auftritt der Türken, gab es im adriatischen Raum drei rivalisierende Mächte: Byzanz, dann aber: Venedig und das nun wieder mächtig gewordene Ungarn. Nach dem Tode des energischen Königs, Karl I., Ludwigs Vater, wollte die Signoria sofort reinen Tisch mit dem Sohne machen, und bot ihm eine gewaltige Summe für seinen Verzicht auf Ungarns dalmatinische Rechte an. Der junge Ritter war jedoch für solch' käufliches Verfahren nicht geschaffen. Dem Goldbeutel streckte er seinen Säbel entgegen, erlitt jedoch eine Niederlage. Die Frage Dalmatiens blieb in der Schwebe.

Dann kam aber der jähe, für Ludwig schmerzvolle, aber auch für die gesamte Christenheit laute Empörung aller besser Gesinnten aus-

lösende Umschwung: der gewaltsame Tod von Siziliens designierten Königs, Andreas, jüngeren Bruders Ludwigs, der unweit Neapel mit Wissen, ja sogar Hilfe seiner jungen Gattin, Johanna, meuchlings erdrosselt wurde.

Was nun erfolgt, ist keine »totgeborene Idee«, womit moderne Historiker, wie L. Mezey und L. Makkai oder Gy. Kristó heutzutage das gesamte neapolitanische Unternehmen Ludwigs abtun. Totgeboren ist sie nicht, vor allem deshalb, weil sie ja keine Idee war. Man soll weder machtpolitische Zielsetzungen noch realpolitische Unternehmungen vermuten dort, wo es sie mit aller Gewissheit nicht gibt. Um die beiden Expeditionen Ludwigs gegen Neapel zu verstehen, soll man sich zunächst ganz eng an das Biographische halten, aus dem des Jünglings ganzes Verhalten — wenigstens in diesem Falle — restlos begreifbar ist.

Mann bedenke dies: Ein 19-jähriger verliert durch heimtückische, empörende Tat seinen geliebten Bruder, Mitspieler seiner Kindheit, Mitwisser seiner Pläne, erhofften Verwirklicher der neuen Einheit des seit einem Menschenalter gespaltenen Hauses der Anjou. Die erste Reaktion ist die des Schmerzes, der Verzweiflung, dann die der Wut. Ein ohnmächtiger Zorn ist das nicht. Dieser 19-jährige ist eben mächtig genug, um all das in Bewegung zu setzen, das die Tat — gutzumachen nicht, aber innerhalb des Menschlichen doch vergelten kann. Wir nennen es Rache. Sie ist die gewaltsame Wiederherstellung eines Gleichgewichtes, das durch ebenfalls gewaltsame Tat gestört worden ist. Ist sie ethisch gerechtfertigt, so ist sie kein Frevel, sondern eine edle Tat.

Daß Ludwig sich zu einer solchen aufraffte, war in dem ersten Jahr nach dem Mord die universale Überzeugung der westeuropäischen Mächte und Völker. Selbst die Signoria teilte noch die öffentliche Meinung. Wie wenn die alte Feindschaft vorderhand vergessen wäre, unterzeichnete sie mit Ludwig einen Waffenstillstand und machte überhaupt keine Schwierigkeiten als des Königs in kleinen Einheiten verteiltes Heer, dann auch er selbst dicht an Venedigs Territorium vorbei in Richtung Neapel gezogen sind.

Also trat der rächende Jüngling auf italienischem Boden einem Triumphzug an, der ihm, »dem Erstgeborenen des Erstgeborenen« seiner Sippe, den Weg in Richtung des Thrones seiner neapolitanischen Ahnen wie von sich selbst eröffnen schien. Als Urenkel Karls II. von Neapel, Enkel dessen Erstgeborenen, Karl Martell, war er — nach der Flucht der »Mörderin«, wie nun Johanna hieß, — in der Tat der einzige legitime Erbe des sizilischen Königreichs.

Da ereignete sich aber eine unerwartete Wende. Clemens VI., der Papst in Avignon, befreite aus den Händen des empörten Volkes der Provence die dorthin geflüchtete Johanna, nahm sie, seine »Tochter in Christo«, wie er sie liebevoll nannte, auf, kaufte ihr sogar die Stadt Avignon ab, um ihr Geld zu verschaffen. Bald darauf erkannte er Johanna als Königin von Neapel an, erlaubte ihr einen ihrer Geliebten, ihren Vetter Ludwig von Taranto, zu hieraten, ja etwas später auch diesem — neben Johanna — den sizilischen Königstitel zu tragen.

Der 20-jährige, als er Neapel eroberte, sah sich auch als Neapels König an. Für ihn war es, und es konnte auch gar nicht anders sein, die natürliche In-Besitz-Nahme dessen, was von alters her ihm gehörte, sein Ahnengut war. Dagegen dachte der schlaue Greis, der Papst in Avignon, anders: dieser dachte politisch. Er erkannte Johanna an; tat auch nachher alles, um Ludwigs neapolitanisches Königtum zu vereiteln. Er wußte auch, warum. Nur zu nahe war noch die Zeit jenes Friedrichs II., der als Besitzer seines italienischen und seines germanischen Vermächtnisses den Päpsten den Boden unter den Füßen heiß machte. Ein reiches, mächtiges Ungarn und Neapel in *einer Hand* erschien weder dem Papst noch seinem »Zögling«, Karl von Böhmen — dem späteren Kaiser, — noch dem französischen König noch Venedig als vünschenswert. Die Monate, ja das volle Jahr schrankenloser Empörung gegen die »Mörderin« und der Sympathie für den rächenden Jüngling waren vorbei.

Diesem geschah es aber — und wieder betonten wir anstatt des Weltpolitischen, das Biographische — wie demjenigen, der einen gehaßten Feind anzutreffen sich anschickt, ihn aber dort, wo er ihn sucht, nicht mehr vorfindet, und nun, in seinem gegenstandslos gewordenen Zorn blind um sich greift, um zu zerstören, wen er noch ereilt. Ludwigs Verwandte ließen die Mitwisser des Mordes hinrichten, vergiften oder derart verstümmeln, daß sie nicht mehr aussagen konnten. Johanna war in der Provence. Ludwig forderte seinen Namensvetter, den von Taranto zum ritterlichen Zweikampf; dieser wagte jedoch den hingeworfenen Handschuh nicht aufzuheben. Der Zorn des Jünglings wandte sich also gegen jene, die er noch erreichte und die in seinen Augen abenso Mitwisser ja Mittäter der Mordes an seinem Bruder waren, wie die Übrigen, die ihm entschwunden waren.

Das waren seine Vetter, die Anjou-Prinzen. Er ließ sie fangen, nach Ungarn in Gewahrsam schicken. Einen aber, jenen Karl v. Durazzo, der seine ehemalige Braut, Maria, die Schwester Johannas, zur Frau genommen, lieferte er einem ungarischen Gerichtshof aus. Dieser sprach das Todesurteil über ihn. Ludwig ließ sie zweimal abstimmen und als ihr Verdikt unverändert blieb, Karl an derselben Stelle, wo Andreas fiel, den Kopf abschlagen.

Dies erschien vor aller Welt als eine böse Tat. Gewiß die einzige, der wir Ludwig zeihen können. Gerechtfertigt wird sie keineswegs, aber verständlich — wieder einmal — aus Ludwigs Biographie.

Die zeitgenössische öffentliche Meinung verurteilte nun Ludwig und von ihrem Gesichtspunkt aus hat sie auch recht gehabt. Der rächende Engel, der vor aller Welt Augen in den hellen Farben eines heroischen Unternehmens erstrahlte, fiel plötzlich der dunklen Beleuchtung anheim, die einem, der aus Zorn, unüberlegter Vergeltungssucht und den finsternen Leidenschaften seiner Tiefen gehorchend vorgeht, zuteil wird, ja zuteil zu werden hat.

Von da an ist die neapolitanische Unternehmung Ludwigs je länger umso mehr ein verzweifeltes Unterfangen, dem ein tragisches — vielleicht ein tragikomisches — Ende nur deshalb fehlt, weil einige Monate später die schreckliche Epidemie des »Schwarzen Todes« König und Heer

schleunigst aufbrechen läßt, um nach Hause zu flüchten, d. h. die Keime der tödlichen Krankheit mit sich nach Ungarn zu schleppen, — ein Umstand, der damals kaum bekannt gewesen sein mochte.

Nicht einmal sein zweiter Waffengang nach Neapel mag das Verfehlte, das Versäumte, das einmal schon Aufgegebene rückgängig, geschweige denn wiedergutzumachen. Obwohl er die scheue Hinterlist des fernen Papstes auch jetzt nicht umgehen kann, ist er auf Neapels Boden auch weiterhin ein Sieger. Da geschieht wieder ein Unerwartetes. Und dieses erklärt sich ebensowenig wie das Vorangegangene aus realpolitischen Erwägungen, sondern einzig und allein aus des Königs eigener Art, also wieder einmal aus der Biographie des noch immer sehr jungen, erst 24 Jahre alten Ludwig.

Diese ihm eigene Art fiel schon dem Zeitgenossen, dem italienischen Chronisten Villani, auf. Er faßte sie in Worte, traf mit diesen sogar den Nagel auf den Kopf, wurde trotzdem eben dieser eigenen Art gegenüber doch nicht ganz gerecht. Er sagt: »In großen Dingen gab er oft Beispiele plötzlicher und leichtfertiger Entschlüsse. Er versteht sich besser auf das Abbrechen ungünstiger Unternehmungen — weil er sie aufgibt — als auf das energische Durchhalten.«

Tatächlich gibt Ludwig plötzlich und auf sehr lange Zeit die eventuelle Verwirklichung der, ihrem Ursprung nach, capetingischen Tradition einer Neugestaltung — zum Teil oder ganz — des östlichen Mittelmeers auf, nicht aber den eigenen Anspruch auf die Krone Siziliens.

Er kehrt also nach Hause. Da wird, im Jahre 1351, die Goldene Bulle seines Ahnherrn Andreas II. von ihm wieder herausgegeben. Gleichzeitig sichert er mittels eines einzigen Decretum die politischen Rechte des ungarischen Adels, — jenes Standes, dessen Mitglieder Träger und Mitkämpfer seiner neapolitanischen Unternehmungen waren. Man darf wohl sagen, er sichert diesen Stand für alle kommenden Jahrhunderte bis an die Aufhebung der adeligen Vorrechte im Jahre 1848. Ja, er etabliert ihn als die gesellschaftliche Mitte der ganzen Nation bis tief hinein noch in das XX. Jahrhundert. Was da ausgesprochen wurde, ist ein Grundsatz, der seiner Sinngebung nach auf die frühesten Zeiten des Ungartums zurückdeutet. Der Edle, ursprünglich der freie berittene Kämpfer, ist keinem, nur dem von ihm erwählten Fürsten — so in der Vorzeit, — dann seinem König unterworfen und formt zusammen mit ihm — mit einem späteren Ausdruck — die politische Nation Ungarns. Nun verordnet Ludwig, ganz im Sinne dieser Tradition, daß »die innerhalb der Landesgrenzen lebenden Adeligen... allesamt ein und dieselbe Freiheit genießen sollen«: *sub una eademque libertate gratulentur*.

Stellt man diesen, für die ganze Entwicklung von kapitaler Tragweite zeugenden Artikel — den 11.-ten des Decrets — wieder einmal in den Zusammenhang der Biographie Ludwigs, so wird uns Villanis oben zitierter Satz in gar verschiedenem Lichte erscheinen.

Ludwig kehrte in der Tat *nach Hause*, in das Land seiner Geburt, die Heimat seiner ungarischen Ahnen. Wie jedes Individuum, das den Einwirkungen eines in höchstem Maße nicht nur verschiedenen, sondern

auch weitgehend widerspruchsvollen Ahnengutes ausgesetzt ist, erlebt in seinem seelischen Haushalt auch Ludwig in jähem Wechseln Auftauchen wie Wiederversinken der Dominanten seines inneren Universums.

Sein Vater war Capetinger, aber in Neapel geboren. Er lebte dort bis zum 12-ten Lebensjahr. Schon er nannte eine reichschattierte Erbmasse sein eigen. Der eine seiner Großväter war Rudolf v. Habsburg; die eine seiner Großmütter war die Arpadin Maria, die »Donna Regina« der Neapolitaner. Ihrerseits stammte sie von Ungarns *sancti reges*, aber auch von den heidnischen Ahnen ihrer kumanischen Mutter ab. Ludwigs Mutter hingegen war eine Piast: Tochter jenes energischen, ja ungestümen *Wladisław Lokietek*, dem letzten Endes das geeinte Polen zu verdanken ist. Die Mutter Ludwigs war eine Dame politischen Könnens und — wenn sie auch eine Frau war — von staatsmännischer Einsicht. Mit fast unverwüstlichen Lebenselan steht sie Jahrzehnte hindurch als vornehmste Beraterin neben dem Sohn, stirbt im höchsten Alter als Reichsverweserin, und d. h. in ihrem Falle: regierende Fürstin ihrer Heimat, des polnischen Königreichs. Indes bringt auch sie arpadische Vererbungsmittigkeit mit: ihre Grossmutter Jolantha und Stephan V. von Ungarn, der Vater der »Donna Regina«, waren Geschwister.

Also: ungarisches, kumanisches, polnisches, französisches und deutsches Erbgut, was ein Vermächtnis von ebensovielen, biologisch wie geistig bestimmten, verschiedenen ja z. T. kontroversen Eigenschaften bedeutet. Dazu noch eine Erwägung: Ludwig erbt diese von solchen Ahnen, die größtenteils hervorragende Individuen waren, denen vergönnt war, ihr Wesen in großem Stile, meist ungehemmt und ohne Schranken zu verwirklichen. Nichtsdestoweniger war auch seine eigene Stellung durch eine Machtvollkommenheit ausgezeichnet. Die Autorität und die Lebensform eines mittelalterlichen Königs boten ihm schier grenzenlose Möglichkeiten und das besonders in seinem Falle, der einem wohlgeordneten, reichen Lande vorstand. Zu solchen Möglichkeiten gesellt sich noch sein ungebändigtes Temperament, dem kaum je Zügel auferlegt worden sind. Die Hinrichtung Karls v. Durazzo bezeichnet gleichsam die dunkle Extreme einer Veranlagung, deren lichter Gegenpol wohl die — eben bei Vertretern der Macht — ungewohnte Großzügigkeit und innere Eleganz abgeben, mit denen er den neapolitanischen Konflikt zu seinem Abschluß bringen konnte. Daß dieses, im besten Sinne des Wortes fürstliche Verfahren der Chronist Villani aus seiner bürgerlichen Perspektive aus wenn überhaupt, so nur zur Hälfte verstand, ist wohl begreiflich.

Denn Wichtigeres als Villanis Urteil tritt in den Vordergrund, wenn man eben diesen Abschluß genauer ansieht. Der Sieger zieht als frommer Pilger vor Sankt Peters Altar in Rom. Wenn er siegte, so siegte er vor allem über sich selbst. Er dürstete ja nach Ruhm und er war überzeugt davon, daß der legitime Erbe Neapels er ist, nicht seine Cousine, die Gattenmörderin. Trotzdem verzichtete er aus eigenen Stücken auf das eroberte Land, das Land seiner väterlichen Ahnen. Er gab dem Papst die Ländereien, Städte und Burgen, die er besetzt hatte, zurück. Er sicherte die persönliche Unversehrtheit all seiner Anhänger und Mitkämpfer, und solange ihm darüber keine Garantien gegeben wurden, räumte er das

eroberte Land nicht. Gleichzeitig erließ er aber alle Art von Reparationen und ritt nach Hause: ein arpadischer Fürst an der Spitze seines ungarischen Heeres.

Laßt uns jetzt an die jähren Schwankungen im Schicksalsbilde seines Urgroßonkels, Ladislaus IV. von Ungarn, erinnern. Man kennt seine Haltung, in der sein Wesen von der Erbmasse der heidnischen Ahnen seiner kumanischen Mutter wie überflutet erscheint. Da ist er kaum mehr als ein Reiternomadenhäuptling, wie jene es waren. Dann aber wechselt er in die Haltung seiner arpadischen Vorfahren, Helden des Christentums, über. Ein »Defensor Christianitatis«, wie jene, tritt er nun gegen die Kumanen auf und zerstört ihre Macht für immer. Ausschlaggebend ist, daß er in beiden seiner Rollen wahr und wirklich ist. Das bedenkend, werden uns die ebenfalls jähren Dominanzwechsel im Schicksalsbilde Ludwigs, Urenkel von Ladislaus' Schwester, nicht mehr befremden.

Der 16-jährige, als er den Thron besteigt, ist *ganz* Arpade. Und er vertritt diese Haltung bewußt. Zum Leitbild, ja zum symbolischen Vorfahren erwähnt er uter »den vielen tapfern Männern«, die in seiner »Erinnerung« aufgestiegen sind — so sein erster, ihn noch kennender Biograph, János Küküllei — den heiligen Ritterkönig, Ladislaus I. Nun ist er »*restitutor Regni*«, Wiederhersteller *seines Reiches*, in dem er den südlichen Verteidigungsgürtel des Arpadenlandes, die Banate, neu organisiert und die Huldigung des von der Treue dieses Landes abgefallenen Woiwoden der Walachei entgegennimmt.

Dieser ist — natürlich — orthodox. Seine mögliche Bekehrung lenkt die Aufmerksamkeit des Jünglings auf die große Aufgabe der Christianisierung des Osten. Die Ausmaße des Unternehmens, das nun in die Wege geleitet wird, weisen auf den Ost-Europa-Plan des jungen Béla IV. — ebenfalls einer von Ludwigs direkten Vorfahren — zurück, auf den Plan, den ich in meinem Buche über den Tschingiskhan nachzuzeichnen versuchte.

Die Bezwingung der litauischen Heiden scheidet zwar an den klimatischen Verhältnissen eines für das ungarisch-böhmische Heer unbekanntem Norden. Die Offensive dagegen in das Tatarenreich der südrussischen Steppe zeitigt einen vollen Erfolg. Hier geschieht zum ersten Mal, daß Ludwig — überall kann er ja, Verwalter eines so ausgedehnten Reiches, nicht gegenwärtig sein — einen seiner Getreuen zu seinem »rechten Arm« erkürt, ähnlich dem Spanier Philipp II., der als einen solchen — unter anderen mehr — den Herzog von Alba benutzte, wie es schon Friedrich Schiller aufgefallen ist.

Ludwigs »rechter Arm«, sein »Alterego« während des Krieges gegen die Tataren, ist sein Woiwode von Siebenbürgen, jener Andreas Lackfi, der später auch in Neapel statt seiner zurückbleiben wird. Der nach der Herbeirufung von Ladislaus' des Heiligen schützender Kraft erfochtene Sieg ist ein vollkommener. Die Tataren geloben Bündnis und Frieden; sie lassen sich taufen.

Nur zu bezeichnend, wie ein Jahrzehnt später diese doppelte Unternehmung — gegen litauische und tatarische Heiden — sich wiederholt. Der König ist jetzt 26. Sein großer Durchbruch in Richtung des väterlich-

italienischen Südens gehört schon der Vergangenheit an. Dort war er — infolge des ungemein harten Schlages, der ihn traf und der sein Wesen bis an die Wurzel erschütterte, worauf sich in ihm der erste jähe Dominanzwechsel, dem wir auf die Spur kommen können, vollzog, — dort war Ludwig ganz Anjou, ein Fürst vom Hause Capet und Herr von Neapel, eben wie sein Urgroßvater Karl II. Allein die jähe Art, wie er dann die ganze italienische Unternehmung plötzlich abbricht, in Ungarn das Grundgesetz des arpadischen Königtums erneuert, den Adel seines Landes sichert und befestigt, zeigt ihn wieder als den, der er in seiner frühesten Jugend war: einen Ungar unter seinen Ungarn.

Jahr darauf folgt nur allzu logisch auf diese Gründung sein nun wiederholter Durchbruch nach dem Osten. Diesmal ist die litauische Offensive ein voller Erfolg. Er gibt jedoch bloß das Schulexempel für Ludwigs Verfahren Ketzern oder — wie hier — Heiden gegenüber ab. Kieystut, Fürst der Litauer, im Angesicht des ungarischen Heeres, gehorcht dem Worte des Königs, der ihn zu sich beordert. Ein Vertrag wird aufgesetzt. Das Abkommen bezieht sich nicht nur auf die Bekehrung, sondern auch auf die Regelung des Handels zwischen Ungarn, Litauen und dem von Ludwigs Onkel regierten Polen. Der Barbare, Kieystut, sieht aber den enormen Vorteil, den für ihn sein Beitritt der polnisch-ungarischen *entente cordiale* bedeuten würde, nicht ein. Gerissen, aber dumm, unaufrichtig, also auch in dem Anderen bloß den Betrüger witternd, geht er wie ein gemeiner Dieb durch und — einmal in der Ferne — vergißt er das Abkommen.

Daraufhin entbrennt ein Krieg. Zwar erntet der König den Sieg, vor dem Heimkehrenden wird aber von den Litauern und ihren Verbündeten, den Tataren — auf echt skythisch-reiternomadische Art und Weise — das ganze Land verwüstet. Ludwig entkommt durch verwegene Abenteuer der Falle, die man ihm und seinem Heere stellt. Endlich wieder innerhalb der Karpathen, zieht er nach Groß-Wardein, um vor den Gebeinen Ladislaus des Heiligen für seine an Wunder grenzende Rettung zu danken.

Im Jahr darauf wird aber der Krieg fortgesetzt. In Bündnis mit Kasimir III., dem polnischen Onkel, entreißt Ludwig dem falschen Litauer die beiden russischen Fürstentümer, Halitsch und Wladimir, die einst den Arpaden untertan waren. Dann zieht er — schon allein — weiter nach dem Osten, schließt dort mit dem Tatarenkhan, Dschami-beg, einen Vertrag für Bekehrung und Handel ab. Der Tatare erweist sich ehrlicher, auch klüger, als der schlaue Tölpel, Kieystut. Er hält Wort. Auch die Einbrüche der Seinen in das moldauische Gebiet hören auf. Eine ungarische Kolonisierung Moldaus wird in größerem Rahmen fortgesetzt, Jászvásár gegründet, das heutige Jassy, Hauptort der Moldau.

Ludwig ist 30. Ein Jahr später läuft der mit Venedig in Hinsicht auf die neapolitanischen Heerzüge geschlossene Waffenstillstand ab, woraufhin der Erbe der Arpaden zu gewichtigem, ja entscheidendem Schlag ausholt. Er nimmt Dalmatien zurück, ein katholisches Land, wo ihn kein zu nichts führender Hader mit Bogumilen und Orthodoxen vor unüberwindliche Schwierigkeiten stellt. 1358 kommt der Friede zustande, in dem die *Serenissima* »vollkommen und vollständig« auf Dalmatien, auf all ihre

vermeintlichen oder realen Rechte bezüglich Kroatien und Dalmatien auf immer und ewig verzichtet. Sofort nach dem Abschluß des Friedens läßt Ludwig auf der Adria eine ungarische Flotte bauen: er sichert das Errungene.

In den Verträgen mit Litauern, mit Tataren stießen wir immer wieder auf den Versuch, auch die Handelsbeziehungen mit diesen Völkern zu regeln. Sie beziehen sich — wenn auch in größerem Rahmen — auf die Fortsetzung und weiteren Ausbau der kommerziellen Ergebnisse der Regierung von Karl I. Eine große Handelsstraße entsteht: von Genua und Florenz — zeit seines Lebens Ludwigs Verbündete — durch die nun von Ungarn bewachte Adria, die dalmatinischen Städte, Buda, Kaschau, Krakau, dann weiter nach Halitsch und Wladimir bis hinaus in die von den Nachfahren Tschingiskhans beherrschten Steppen.

Damit ist die »*restitutio Regni*« vollendet: der Plan Bélas IV. auf den Weg einer großangelegten Verwirklichung gelenkt. Die Wiedereinverleibung Dalmatiens bedeutet auch sonst einen Höhepunkt. Nur zu schade, daß die nun folgenden 60-er und z. T. noch auch die 70-er Jahre des Jahrhunderts, die 30-er und 40-er Jahre im Leben des Königs vorwiegend von den Kämpfen der balkanischen Missionspolitik in Anspruch genommen werden, wo zwar viel zu verlieren, letzten Endes jedoch nichts zu gewinnen war.

1370, nach dem Tode Kasimirs III., erbt Ludwig, ein 44-jähriger, die polnische Krone, wird zum Gebieter der Heimat seiner Mutter. Man würde nun einen Dominanzwechsel in Richtung seines polnischen Ahngutes: der Erbmasse, die ihm durch seine Mutter zugeleitet wurde, erwarten. Doch nichts dergleichen geschieht. Der Mensch ist eben keine Maschine, deren Reaktionen im Voraus auszurechnen sind. Nur zu bezeichnend für Ludwig — der etliche Sprachen fließend sprach — daß er nie polnisch gelernt hat. Er hielt sich dortzulande auch ungern auf. 1374 beorderte er zu sich, nach Kaschau, den ganzen polnischen Reichstag, anstatt sich des schwierigen Weges durch die Karpathen zu unterziehen, um nach Krakau zu gelangen. Gleich nach seiner Krönung designierte er als »rechten Arm« diesmal nun seine damals schon hochbetagte Mutter, die das Land ihrer Ahnen bis zu ihrem Hinscheiden, das erst 1380 erfolgte, verwaltete. Als sie starb, wird zu Ludwigs »rechtem Arm« über Polen sein Neffe, Ladislaus von Oppeln, einst ungarischer Palatin, dann »Woiwode Rußlands«, d. h. von Halitsch und Wladimir, die von 1372 an wieder zu Ungarn gehören, — nun endlich Reichsverweser Polens.

Und sein ungarisches Land? Fragt man nach ihm, so ist vor allem ein Negativum hervorzuheben, das sich aber sofort als das möglichst-Positivste ausweist. Es ist während der ganzen Epoche an äußeren Ereignissen auffallend arm. Was unbemerkt vor sich geht, ist inneres, organisches Wachstum. Auf den von Karl I. geschaffenen gesunden Grundlagen weiterbauend gedeiht das wohlgeordnete, große Land in einem früher oder später kaum erreichten Wohlstand — und wir wollen hervorheben — auch der unteren Klassen. Und es gedeiht von keiner Seite her bedroht oder geschmälert Ludwigs ganze Regierung, volle 40 Jahre hindurch.

Es ist Mode geworden, über Ungarns Unglück zu jammern. Und es ist auch wahr, daß unsere neuere Geschichte — wenige Jahrzehnte ausgenommen — nichts ist, als ein einziger Leidensweg. Aber — welches Volk darf sich rühmen, daß ihm ein innerer Friede zuteil wurde, den mehr als hundert Jahre lang keine nennenswerte Erschütterung aufgestört hat? Seit dem Abtreten des letzten der sog. »Kleinkönige«, d. h. vom Jahre 1320 an, gibt es innerhalb der Grenzen des eigentlichen Ungarn — die eher die höheren Klassen heimsuchenden Unruhen während Sigmunds erster und die von den Hussiten angerichteten Schäden während Sigmunds letzter Jahre nicht gerechnet — keinen Feind, keine Revolte, keine Störung, die in ihren Auswirkungen das von Karl I. geschaffene und von Ludwig aufrechterhaltene materielle wie seelische Gleichgewicht in Frage zu stellen als mächtig genug sich hätten erweisen können.

In den letzten Jahrzehnten Ludwigs werden wir jedoch solchen Erscheinungen gewahr, die auf die Dauer kaum dieses Gleichgewicht zu unterbauen, viel eher es zu unterminieren sich anzuschicken scheinen, wengleich die Gefahr während des Königs Lebzeiten noch kaum zutage tritt.

Karl I. hat mit der Oligarchie, die am Ende des Arpadenzeitalters selbst die politische Einheit des ungarischen Landes bedroht hatte, mit energischer und glücklicher Hand aufgeräumt. Allein die generelle Entwicklung aufzuhalten, die seit Andreas II. die Richtung der Heranbildung des Großgrundbesitzes einschlug, war auch ihm ebenso unmöglich, wie den anderen Monarchen seiner Zeit. Trotz der »*una eademque libertas*« des gesamten Adelstandes, begann sich schon während Karls Regierung eine hohe, mächtige und reiche Aristokratie heranzubilden. Sein Sohn, anstatt ihn zu hemmen, förderte diesen Aufstieg, da doch der Grandseigneur, je reicher er war, umso größeren Kontingent unter die Fahnen des Königs stellen konnte. Und die vielen Kriege verlangten viele Soldaten. Karl wie Ludwig, deren Regierungsdoktrin in dem Gedanken eines von der Zentralgewalt her geleiteten und verwalteten Staates — letztendlich sizilischen Ursprungs — wurzelte, herrschten im Wesentlichen autokratisch, wengleich — wie es ja häufig der Fall ist — die »Arme« ihrer Macht, mit deren Hilfe sie regierten, eben die Großgrundbesitzer waren. Aus ihnen wählten sie die hohen Würdenträger ihres Reiches aus — wegen ihrer politischen Fähigkeiten, aber auch infolge der persönlichen Sympathien des Souveräns. So kam es, daß zu einer Zeit, als der König als Großgrundbesitzer noch über 243 Burgen und 3056 Ortschaften verfügte, sich im Besitz der ersten 30 Adelsfamilien 125 Burgen und 3073 Ortschaften befanden. Da Ludwig allmählich begann, die Verwaltung etlicher Komitate in der Hand eines einzigen Großen zu vereinigen, bildeten je länger umso mehr, in engerem wie auch in weiterem Sinne des Begriffs die sog. Bannerherren sein Gouvernement. Um 1366 regierte ein Dutzend solcher Bannerherren das gesamte Reich.

Das Gleichgewicht war vorderhand nicht gestört. Innerhalb einer jeden Aristokratie ist aber eine Ausbildung von Cotillonnen, eine Gruppierung nach Interessengemeinschaften unvermeidlich. Eine solche Entwicklung war am Hofe Ludwigs vor 1370 auch noch durch die Gruppierung der

eigentlichen Machthaber um den König und seine Mutter beschleunigt. So kam es, daß die, die zwar ebenfalls reich und mächtig, aber wirklicher leitender Stellungen noch gewärtig waren, sich auf die zweite Stelle gedrängt fühlten und sich um die jüngere Königin, Ludwigs Frau, scharten. Diese befanden sich von 1370 an in einer zunehmend günstigeren Lage, da die alte Königin — wie erwähnt — nach Krakau zog, die jüngere aber, nach 17 Jahren kinderloser Ehe, nacheinander drei Töchterchen das Leben schenkte, wodurch auch ihre eigene Stellung solider wurde, ein Umstand, der seinerseits den Aufstieg ihres Cotillons nach sich zog.

Obwohl Ludwig kein Sohn beschieden war, verlor nun eine dritte Fraktion plötzlich an Gewicht. Diese sahen ihren Führer in dem — außer Ludwig — einzigen noch lebenden männlichen Anjou. Das war Karl v. Durazzo, Urenkel — wie Ludwig — der Ungarin »Donna Regina«. Karl heiratete Margarethe, die Tochter des 1347 enthaupteten Karl v. Durazzo und der Maria, Schwester der »Gattenmörderin« Johanna. So vereinigte er — außer des Thronrechts Ludwigs — jeden Anspruch auf Neapel in seiner Person und durfte sich, als Herzog von Slawonien und sicher der Gunst seines großen Veters, sogar als präsumptiven Anwärter des ungarischen Thrones betrachten. Mit all diesen Hoffnungen wars aber plötzlich aus, als Ludwig für die sizilische Krone Katalina, seine älteste Tochter bestimmte, für Ungarn die zweite, Maria, für Polen aber Hedwig, seine kleinste. Da gab es dann Umgruppierungen verschiedener Art, auf die wir hier nicht eingehen. Für Karl war wichtig, daß er, einerseits, Ludwigs Wohlwollen auch jetzt nicht verloren, noch verspielt hatte, andererseits, daß ihm durch den frühen Tod der kleinen Katalina Neapels Krone aufs neue in greifbare Nähe zu rücken schien. Neapels Königin war aber immer noch die berüchtigte Johanna. Nun wandte sich Ludwigs Interesse erneut den italienischen Ereignissen zu. Sein letzter Dominanzwechsel bereitete sich vor.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß dieser eben nach einer schweren, langwierigen Krankheit aufzuscheinen beginnt. Was die Ursache dieser sich auf zwei Jahre erstreckende Erkrankung sein mochte, wissen wir nicht; wir wissen aber, daß Ludwig in seinem 50-sten Lebensjahr wieder gesund wird. Daß er sich nun nicht an die Spitze des gegen die Türken geschickten Aufgebotes stellt, ist mehr als begreiflich. Wieder ist es einer seiner »Arme«, der dort den besprochenen Sieg für ihn erkämpft. Daß er sich jetzt wieder — und mit wachsendem Einsatz seiner Kräfte — Italien zuwendet, erklärt sich wie von selbst. Nach einer großen, die ganze Existenz gefährdenden Krise werden nicht selten Bilder, Erinnerungen, Sehnsüchte und Pläne der Anfänge, der Jugend in dem nun Genesenden wieder wach. So scheint es bei Ludwig gewesen zu sein. Nun wirkt er — früher verwegener Kämpfe inmitten seiner eigenen militärischen Unternehmung, — anders: er wird zum alten, weisen König, der an den Kämpfen persönlich nicht mehr teilnimmt, aber aus der Burg Buda oder seinem geliebten Diósgyőr das ganze Gefüge lenkt.

Sein »rechter Arm« ist nun Karl v. Durazzo, und er ist wohl mehr noch als das. Im letzten Lebensjahre schreibt Ludwig, »ich betrachte jede Bedrängnis, die ihm (Karl) zugefügt wird, als gegen mich gerichtet«. Karl

zieht nun an der Spitze eines großen ungarischen Aufgebots nach Italien, um dort all das zu erreichen — freilich durch Ludwigs Macht und Autorität gestützt — was seinem großen Vetter in dessen jungen Jahren zwar aufleuchtete, aber dann auch entglitt.

In Rom sitzt wieder ein Papst, Urban VI., und — obwohl der in Avignon, Clemens VII., eben wie einst sein Vorgänger selben Namens, schier alles unternimmt, um Ludwigs Pläne zu hintertreiben, — weiß der von Rom, daß er in der Person von Ungarns mächtigem Herrscher einem Freund, eine Stütze gefunden hat, dessen Hilfe er in absehbarer Zukunft sogar die Aufgabe der Wiederherstellung der Einheit der gespaltenen Kirche überantworten kann. Denn Ludwig sprach es aus: »Aus zwei Gründen habe ich meine Bewaffneten gegen Teile Italiens beordert. Hauptsächlich, um die Kräfte meiner Feinde, der Venezianer, zu brechen, und sobald ich sie besiege, Hilfe zu leisten unserem heiligen Vater, Papst Urban, und der römischen Kirche, damit ich die Kirchenspaltung unterdrücke . . .«

Da Venedig die Vereinbarung von 1358 immer weniger beachtete, wuchs die Spannung zwischen der Signoria und dem König derart, daß Ludwig 1372 dem Rufe Paduas Folge leistete und die — von den Türken unterstützte — Lagunenstadt von der Terra ferma her angriff. Die erlittene Niederlage ließ ihn nur noch eifriger auf eine Gelegenheit warten, den Schaden dem Feinde heimzuzahlen. Diese bot sich 1378 als Venedig am Eingang der Dardanellen Tenedos besetzte, was zu dulden Genua nicht willens war. Also erklärten die Genuesen den Krieg. Ungarn, Padua, Verona, Aquileja und die Habsburger stellten sich sofort auf ihre Seite. Venedig war verloren, seine Gesandten erschienen auf Buda, um von Ludwig den Frieden zu erbetteln. Dieser wies sie an Karl, — allein die Bedingungen bestimmte er. Dankbar nahm sie die Signoria zur Kenntnis. Aber die Verbündeten waren anderer Meinung. Man beschloß die engültige Zerstörung Venedigs. Daraufhin nahm die Stadt alle ihre Kräfte zusammen und rettete sich mittelst eines verzweifelten und verwegenen Verteidigungskampfes. Ludwig war wieder einmal um die Früchte seiner Anstrengungen gebracht. Die »Serenissima« ist nicht zum Vasallenstaat von Ungarn geworden, wenngleich — sehr geschwächt und ihrer Flotte verlustig — sie einige Jahre hindurch die ungarische Suprematie auf der nördlicheren Adria und die ruhige Entfaltung des dalmatinischen Handels nicht mehr strittig machte und einen jährlichen Tribut bezahlte.

Nun rief Urban VI. den »capitaneus ecclesiae«, König Ludwig auf, endlich mit der Herrschaft der »schismatischen« Johanna — sie war ja Anhängerin des Papstes in Avignon — aufzuräumen und das Reich seiner väterlichen Vorfahren in Besitz zu nehmen. Inzwischen sind jedoch 28 Jahre vergangen und der strahlende junge Held seiner neapolitanischen Abenteuer war nun ein alternder, wenn nicht ein alter Mann. Er verzichtete zugunsten Karls und Margaritas. Karl zog mit seinem ungarischen Heer in die Ewige Stadt ein, wo ihn Urban VI. zum König von Jerusalem und Sizilien krönte. Nun ging es nach Neapel weiter. Johanna

entschloß sich zur Verteidigung. Bald brachen aber Karls Ungarn den Widerstand. Der vierte Gatte der Königin, Otto v. Braunschweig, fiel in Karls Hand. Daraufhin ergab sich Johanna. Ihr Schicksal vollstreckt sich nach geheimem, grausamem Gesetz, wie in einer griechischen Tragödie. Karl schickt vier ungarische Söldner zu ihr. Diese erwürgen Johanna, wie's einst ihre eigenen Helfershelfer mit ihrem Gatten getan.

Ihr großer Feind, mit dem sie gleichaltrig war, überlebt sie um wenige Monate nur. Der Tod mochte Ludwig unerwartet, ja unvorbereitet treffen, denn noch etwa 40 Tage vor seinem Hinscheiden schreibt er aus dem Lager seiner für den Aufbruch nach Italien rüstenden Truppen, wie folgt: »Gottes Gesetz fordert, Mittel und Form zu suchen, wie ich der Gefahr vorgreifen könnte, damit der apostolische Stuhl unversehrt bleibe . . . Ich trete zur Verteidigung an . . . von Papst Urban VI. sowie . . . König Karls . . . gegen jederman, der nur Mitbeteiligter ist an dieser Verwirrung . . .« Wie Fanfaren eines großen Neubeginns muten diese Worte, auch der Ton des gesamten Briefes, dem sie entnommen sind, an. Und jetzt steht ihm der Weg nach Italien in der Tat offen. Es ist nicht auszurechnen, wie es gekommen wäre, wenn er — auf den Wegen seiner Jugend — zur Wiederherstellung der Einheit der Kirche, nach seiner restitutio Regni, an eine restitutio sanctae ecclesiae noch hätte heranschreiten können. Allein er starb — auf der Höhe seiner Macht und Weltgeltung, im 57-sten Lebensjahr.

Die Frage der Nachfolge mochte kaum endgültig gelöst sein, wie es aus den Ereignissen, die auf seinem Tod folgen, hervorzugehen scheint. Marias böhmischer Bräutigam, Sigmund, dringt — später einmal, in Begleitung seines königlichen Bruders und der übrigen Luxemburger, sogar mit Waffengewalt — in das Land, dessen er König werden soll, um seinen ehelichen Rechten bzw. rechtliche Stellung in Ungarn Gültigkeit zu verschaffen. Zunächst muß er jedoch das Reich seiner Gattin fliehend verlassen, ohne für sich die Krönung erzwingen zu können. Fast gleichzeitig wird er auch in Polen abgelehnt. Die jüngere Schwester, die später von den Polen als heilig verehrte Hedwig, damals etwa 13 Jahre alt, wird von denselben Polen politischen Zwecken zuliebe einem heidnischen Barbaren — schon Mitte seiner Dreißig — als Ehegattin ausgeliefert. In Ungarn ruft man Karl von Neapel in das Land. In der Tat ist er der einzige, von dem noch eine Hoffnung auf Ordnung, auf Fortsetzung des Werkes der beiden großen Anjou zu erwarten ist. Er kommt an und erlangt ohne nennenswerte Schwierigkeiten seine Krönung. Da er ein ritterlich denkender Mann ist, entthront er seine junge Nichte nicht, sondern richtet mit ihr und der Königinwitwe eine Art eigentümlicher Diarchie ein. Aber eben sein schonendes Verfahren wächst ihm zum Verhängnis heran. In Gegenwart und mit Einverständnis der Mutterkönigin wird er von einem ungarischen Adligen meuchlings erschlagen und, da er nicht sofort stirbt, tröpfelt man — so wird erzählt — Gift in seine offenen Wunden. Die Vergeltung läßt nicht lange auf sich warten. Der Königinwitwe Elisabeth, auf einer Reise, die sie in Begleitung ihrer Tochter, der Königin, unternimmt, um im aufgewühlten Süden des Reiches Ordnung

zu schaffen, wird ihr nun zur Herrschaft gelangtes Cotillon, dessen Mitglieder sie ebenfalls begleiten, von den Parteigängern des ermordeten Königs überfallen; ihr Freund und Mitarbeiter, der Palatin Nikolaus Gara, umgebracht, sein abgeschlagener Kopf ihr, die in ihrem Wagen sitzt, auf den Schoß geworfen. Daraufhin werden die Schätze der Königinnen geplündert, sie selbst als Gefangene auf eine starke Burg am Meer geschleppt. Maria, Ungarns gekrönte Königin, muß zusehen, wie auf Befehl von Parteigängern des ermordeten Karl, in ihrer Wut sich als Bestien aufführenden kroatischen Großen, ihre Mutter, die Königinwitwe, erdrosselt wird.

Kaum ist ein Lustrum seit dem Hinscheiden König Ludwigs vergangen und schon geriet das von ihm mit so viel Sorge und Geschick aufrechterhaltene Gleichgewicht aus den Fugen. Nichts bestätigt so klar seine Bedeutung, seine neulich umstrittene Größe, wie der verblüffende, ja ekelerregende Abgrund, der sich auftat, als es ihn nicht mehr gab.